

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 214 Bromberg, den 18. September 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(29. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als der Florl an die Stelle kam, wo der Hund noch immer stand und knurrte, sah er im Straßengraben ein Bündel zerlumpter Kleider liegen. Wenigstens schien es ihm so. Er zog die Zügel an und hielt. Als er näher hinsah, lag da ein Mensch, reglos, auf dem Bauche, rührte sich nicht. Ein ganz kleiner Mensch. Ein zerrissener Futtersack lag neben ihm. Die Füße waren nackt, schmutzig; sie bluteten.

„He", schrie der Florl, „was is los? Kimm her, du Loder!" Eine Aufforderung, die keinen Erfolg hatte. Das zerlumpte Bündel rührte sich nicht. Der Florl machte die Leitriemen fest und stieg murrend ab. Der Kerl mußte einen Bombenrausch haben! In Florls Erinnerung waren Straßengraben und Rausch identisch. — Er trat hinzu. Wolf stand und ging nicht vom Fleck. Er wedelte schwach und sah gespannt auf dieses Etwas, das gewiß ein Mensch war.

Der Florl bückte sich und drehte den Körper um. Da lag ein Bub — mager, nichts wie Knochen, ein kleines, eingefallenes Gesicht, auf dem Kopfe einen wirren Wust blonder Haare. Die Lippen fest geschlossen, unter den Augen blaue Ränder. Der Bub rührte sich noch immer nicht. Er mußte etwa acht bis zehn Jahre alt sein.

Himmi — Sakra! dachte sich der Florl, is der hin? Vahungert is a auf alle Fäll'! Was mach' i denn mit dem Kerl?

Wolf stand dabei und wedelte.

„Ja, mei Liaba", sagte der Florl zum Wolf, „du hast leicht wedeln. Hiatzt kann i den Kerl do net eppa da liegenlassen?"

Er kniete nieder, horchte, ob das Herz schlug. Ganz sachte fühlte er den schwachen Rhythmus des Herzstoßes. Die Hände und Füße des Jungen waren eiskalt. Kurzentschlossen holte der Florl die große, warme Pferdedecke vom Grauschimmel, wickelte den leblosen Körper hinein und verstaute ihn zwischen den Heubündeln auf dem Wagen.

Dann stieg er auf, schwang die Peitsche und fuhr weiter. Wolf war zufrieden, er tanzte um den Wagen und bellte.

An der beabsichtigten Lagerstelle hielt der Florl, pflockte Pferde und Kühe an und machte Feuer. Ein Blick zur Pferdedecke sagte ihm, daß der Bub noch immer bewußtlos war. Aber er begann warm zu werden.

Der Florl molk die Kühe, nahm seinen Becher, öffnete dem Buben den Mund mit seinem tabakgebräunten Zeigefinger und goß ihm ein wenig Milch ein. Der Bub hustete schrecklich, schluckte aber. Dies wiederholte der Florl mehrere Male. Der kleine Landstreicher seufzte tief und schlief dann weiter.

Der Florian Rothschädel aber saß am Feuer, rauchte eine Pfeife nach der anderen, aß mit Wolf einträchtig Abendbrot und legte sich, nachdem er dem Hunde die Wache übergeben hatte, beruhigt unter seinen Wagen. Fünf Minuten später schnarchte er, daß sämtliches Waldgetier erschreckt flüchtete.

*

Meszlényi traf programmgemäß am nächsten Frühvormittag bei der Silbertanne ein. Von dort übersah er den See und den Weidegrund. Ein breiter Streifen der am Wasser liegenden Wiesenfläche war gemäht, das Gras lag in dichten Streifen auf dem Wiesenboden. Die Luft war erfüllt mit dem Geruch des trocknenden Heus. Er sah durch den Feldstecher zwei Gestalten die Gräser eifrig wenden: der Hannes und der Kralizek. Er überblickte die Zelte — wie kleine, graue Zuckerhüte standen sie da vor dem dunkelgrünen Rand des anschließenden Forstes. Auf dem Plateau sah er genau das freigemachte Rechteck, sah einen länglichen braunen Block, an dem die Männer beschäftigt waren. Schwacher Klang der Äxte drang an sein Ohr.

Er gab wiederholt das Hupenzeichen und ließ den Wagen abwärtslaufen. Trotz der hochgepackten Ladung und dem glatten Wiesenboden kam er glatt die Steile herab, fuhr über den gemähten Grasstreifen und wurde vom Hannes und dem Wenzel mit fröhlichem Hüteschwenken begrüßt. Er blieb mit Rücksicht auf den weichen Boden nicht stehen, sondern steuerte nach den Zelten, wo er hielt. Der Rottenmanner kam von oben gelaufen.

„Hallo, Ladislaus! — Wirkli, i hab' ma net denkt, däß d' heut no kommen wirst."

Freudig schüttelte er Meszlényi die Hände und schrie nach den arbeitenden Männern. Er musterte befriedigt die Ladung.

„Alsdann", sagte er anerkennend, „hiatzt wer ma den Stall decken. Wann der Florl kommt, kann a dö Viecher glei einstellen.!"

Da kamen der Heinrich, der Zinner, der Gairinger von oben. Alle freuten sich und begrüßten den Ungarn auf das herzlichste. Sie gingen um den Wagen herum, staunend, was da alles gekommen war. Dann machten sie sich an die Arbeit, luden das Material ab.

„Muaßt net glauben", meinte der Rottenmanner ein wenig stolz, „daß ma g'faulenzt ham'. Wannst a bissel Zeit hast, komm aufi. — Da Stall is ferti. Nur das Dachel fehlt. Den Schupfen fürs Heu ham' ma a schon ang'fangt und dö Pfosten für d' Hütten zu'g'schnitten."

Er heimste berechtigtes Lob ein. Der Stall stand wirklich, aus mächtigen Stämmen gefügt stand er da. Sogar der einfache Dachstuhl war schon darübergestellt, der Fußboden mit glattbehauenen Pfosten ausgelegt und die Stützen für den langen Futtertrog eingerammt.

„Mir ham' hiatzt grad nur auf die Bretter g'wart', heut nachmittag schneid' ma s' zua, und morgen deck' ma und machen dös andere inwendig. A Stalltür mach' ma a. Und drobendt kimmt unters Dachel a klaner Boden, da kann ma no allerhand einituan!"

Meszlényi war sehr zufrieden. Während der Mahlzeit berichtete er genau über sich und Florls Tätigkeit in Ottawa; er sparte nicht mit Lob, um die Tüchtigkeit des Rothschädel hervorzuheben.

*

Am Morgen des nächsten Tages rief Meszlényi den Hannes zu sich und sagte, er solle dem Rothschädel entgegenwandern. Er könne die Lila mitnehmen und auch sein Gewehr, vielleicht, daß er es brauchen würde.

Gern nahm Hannes die Weisung entgegen. Die Männer arbeiteten oben an Stall und Scheune. Der Gairinger war auch dabei, um sich ein wenig nützlich zu machen. Der Sepp füllte den Rucksack des Jungen mit Fleisch und Brot, und der Hannes marschierte ab, in der Richtung des Silbertannenberges. Steten Schrittes strebte er die Höhe hinan und hatte den schönen Baum bald erreicht.

So still und bescheiden der Bub war, so sehr wurde er von Gedanken geplagt. Viel ging ihm durch den Sinn, als er so einsam wanderte. Die Hündin ging dicht neben ihm und witterte aufmerksam in die Marschrichtung.

Jetzt waren es schon beinahe zwei Monate, daß er und die Männer die Heimat verlassen hatten. Der Begriff „Heimat“ war beim Buben eng begrenzt. Er umschlang ein einsames Grab am Dorffriedhof von Oberdorf und ein neunjähriges Mädelchen, das er dort zurückgelassen hatte. Hannes machte sich Sorge um das Mariele. Der Gairinger hatte ihm gesprächsweise erwähnt, daß der Hirschgruber Wastl wohl nicht mehr lange machen werde. Das Herz sei hin, meinte der Sepp. Der Hannes hatte zwar schon zweimal geschrieben, da aber die Post nach Oberdorf — wie der Herr gesagt hatte — volle vier Wochen brauchte, konnte er noch nicht auf Nachricht rechnen.

Hannes atmete tief den Duft des Waldes ein, als er die durchgeschlagene Straße erreichte. Nichts rührte sich; der Wald schien tot und leer. Die Mittagssonne erinnerte den Buben an die Vorräte im Rucksack. Er setzte sich auf einen der gefällten Stämme, die noch umherlagen, öffnete den Sack und holte für sich und Lila Mittagbrot heraus. Dann wanderte er weiter. Einmal schoß ein großes Tier — eine große Katze mit spitzen Ohren — wie eine rote Flamme über den Weg. Lila kam gar nicht dazu Laut zu geben. Sehr groß war dieses Tier gewesen, das im Sprung seine gelben, funkelnden Augen auf Bub und Hund geheftet hatte. So groß wie ein mittlerer Hund. Mit einem kurzen Stummelschwanz. Wieder war Stille. Dann hörte man Truthühner kollern und schreien; Wildtauben flogen durch die Zweige der hochragenden Stämme. Hannes sah an den einzelnen Wiesenflächen, die er passierte, mehrmals wilde Kaninchen. Als die Dämmerung einfiel, hatte er den vorletzten Lagerplatz erreicht. Von damals lag hier noch eine Menge Dürrholz umher. Der Bub machte sich ein Feuerchen, lehnte sich an einen großen Stamm und sah in die Flamme. Der Hund lag dicht bei ihm und ruhte.

Die tanzenden gelbroten Zungen des Feuers waren dem Buben tröstlich. Er liebte das Feuer, das für ihn ein Symbol von Kraft und Reinheit war. Lila lag mit gespitzten Ohren; sie wachte; indes dem Hannes die Augen zufielen. Obzwar die Nacht frisch war, schlief der Bub bis zum Morgengrauen. Dann aß er, gab der Hündin ab und wanderte weiter.

Schon gegen zehn Uhr vormittags hörte er den Knall einer Fuhrmannspeitsche mehrmals hintereinander. Lila lief plötzlich nach vorwärts davon, und von dort kam Gebell. Das konnte nur Wolf sein, den Lila getroffen hatte. In eine Lichtung tretend, sah Hannes das Fuhrwerk, die drei Gäule und die zwei Kühe herankommen. Der Rothschädel saß auf dem Bock und knallte mit der Peitsche.

Hannes wurde von Wolf stürmisch begrüßt.

Der Rothschädel schmunzelte und sagte: „Dös is g'scheit, daß d' kommen bist, mei Liaba. Schau da dö Rösser an — und dö zwa Prachtküh'! — Dem Gairinger hab' i extra was mitbracht . . .“

Der Wagen war hochbepackt mit Heubündeln und Futtersäcken, und oben balancierte der Korb mit dem Geflügel. Der Hannes bewunderte gebührend die Tiere, da der Rothschädel stehengeblieben war.

„Na, Bua“, sagte der Florl, „hiatzt steig aufi auf'm Gaul. Wirst do net z' Fuaß gehen, wannst reiten kannst? Mir fahren no bis zum nächsten Rastplatz. — Waßt, i kann net so schnell vorwärts. I hab' a Krankes mit. — Da auf dera Waldstraßen schupft der Malefizwagen zu stark, wann i antreiben tat.“

Der Hannes war neugierig, der Florl erzählte.

„Und“, sagte er, auf den Wagen deutend, „da drin liagt da Bua — einpackt in mei Decken. Haaß is a, und nur die Mülli will a trinken — und manichsmal tuat a schebbern vor lauta Költen. I glaub' rein, der hat a Fiaba oder so was. — Is a armes, halbvarreckt's Bürscherl — so a zehn Jahr alt.“

Der Hannes schlug vorsichtig die Decke vom Kopfe des Buben. Der hatte eine glühend heiße Stirne, die Augen waren glasig, er war unruhig, und die vom Fieber zerrissenen Lippen murmelten unaufhörlich Worte in einer fremden Sprache. Als der Hannes seine kühle, rauhe Hand auf die Stirne des Knaben legte, stöhnte dieser und lallte: „Maman!“

Das Herz des Hannes schlug heftig. Mitgefühl und Trauer bewegten ihn.

„Waßt, was er hiatzt g'sagt hat? „Mama“ hat a g'sagt. Dös hoaßt soviel wia Mutta. — Mir müassen schauen, daß ma den Buam so schnell wie mögli zum Kralizek bringen; der waß solchene Mittel gegen dös Fiaba. Schau ma nur, daß ma weiterkemman. Wann ma den Buam an Tee kochen könnt', aber mir ham' ja nix.“

Ganz verstört war der Hannes.

Er stieg auf den Grauschimmel, der sich dies ruhig gefallen ließ, und ritt hinter den Kühen her, die den Marsch bisher sehr gut überstanden hatten. Die Hunde waren froh, wieder beisammen zu sein, und bildeten jetzt die Vorhut. Man fuhr noch bis zur Lagerstelle, die der Hannes heute morgen verlassen hatte.

Dann spannte der Florl die Gäule aus, koppelte und ließ sie und die Kühe weiden. Der Hannes machte an der alten Feuerstelle ein schönes Feuer, dann molk er die Kühe. Die Männer und die Hunde tranken davon. Der Hannes ging mit einem Becher kuhwarmer Milch, um den Buben ein wenig zu füttern. Er stützte ihm den Kopf und sprach ihm gut zu.

„Na, na — mei Buberl“, murmelte er leise, „trink schön! Is ja guata Mülli — a bissel — nur a paar Tröpferln!“

Der Hannes wusch dem Buben mit frischem Wasser Gesicht, Mund, Augen, Stirne und Wangen, was diesem augenscheinlich wohl zu tun schien. Dann machte er ihm eine kühle Kompresse auf die Stirne. Der Bub wurde ruhiger und schlief wieder ein.

„I kann halt absolut net wach bleiben!“ gestand der Florl. „Wann i so allan sitzen tua, dann fallen ma die Augen zua, und i muaß mi legen. Marschiert bin i heut a scho gnua. Hiatzt rauch i no mei Pfeifen, und dann geh' i schlafen. — Wirtli, is guat g'wesen, daß d' kemman bist.“

Richtig schnarchte er nach einer halben Stunde wie ein Sägebock. Der Hannes aber wachte am Feuer. Gewissenhaft wechselte er die Kompresse. Der Bub schlief tief und ruhig. So verging die Nacht. Am kommenden Morgen versorgte der Hannes die Tiere, molk und spannte ein. Der Florl schnarchte in dem Bewußtsein, daß der Hannes da war, unmittelbar bis zur Abfahrt.

Es war gegen sechs Uhr morgens, als sie aufbrachen. Der Bub hatte gut geschlafen. Hitze war wohl noch da, aber in der Nacht hatte er einmal stark geschwitzt. Am Morgen hatte er anstandslos einen Becher Milch getrunken und war dann wieder eingedußelt.

„Is a guat's Zeichen“, sagte der Florl, „wann da Schwitz kimmt, geht dös Malefizfiaba davon.“

„Hü — Bräundel!“ schrie er und schnalzte mit der Peitsche. Der Hannes saß auf dem Rücken des Grauschimmels. Er bildete die Nachhut. Die Hunde waren voraus.

So zogen sie langsam dem Silbertannenberg entgegen.

*

Der Stall war gedeckt, er hatte eine feste Tür. Es war auch ein Bodenraum da, den man mit einer Leiter von innen erreichen konnte. Die Scheune stand aufnahmebereit und wartete auf den duftenden Inhalt, der draußen, schön ausgebreitet, von der warmen Mittagssonne den letzten Schliff erhielt.

Es war fleißig geschafft worden, alle waren zufrieden, am meisten der Gairinger, der heute morgen einen Lachs von mindestens drei Kilogramm mit vieler Mühe und Geduld gefangen und an das Ufer gebracht hatte.

Oben legten die Männer die bereits zugeschnittenen und gefalzten Stämme für den Sockel der Wohnhütte aus. Axtschläge tönten, und die Sägen schrien ununterbrochen. Der Rottenmanner hob öfters den Blick zum Silbertannenberg. Heute mußte der Florl kommen

Meszlényi saß vor dem Zelt in der Sonne. Er hatte ein gewisses dickes, schwarzes Heft, das der Zinner einst in der Gefechtsstellung so scheu bewundert hatte, auf den Knien und schrieb. Die alte Gewohnheit, sein Leben und jetzt auch das seiner Freunde in dem Tagebuch zu verzeichnen, hatte er beibehalten.

Der Blechteller des Gairinger an den dieser mit dem Schöpflöffel schlug, unterbrach die Arbeit. Langsam kamen die Männer zur Küche, wo der Sepp schwitzend stand.

Das Mittagsmahl war bis auf den täglichen schwarzen Kaffee verzehrt, als vom Silbertannenberg zwei Schüsse hintereinander herüberhallten.

Dort hatte der Florl zum Hannes gesagt: „Hiazt, weil ma da san und dö Lackeln sicher beim Futter sitzen, schiaß denen amal in die Suppen eini. — Das haaßt, net grad dorthin, aber in d' Luft, daß die Mannerleut' wissen, mir san da!"

(Fortsetzung folgt.)

Trauben im Purpur.

Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Als Ferdinand Bornhöfer die Leiter an das Haus lehnte, betrachtete er es nachdenklich. Es erschien ihm wie das Leben, rissig und windgepeitscht und wieder umfangen von der goldenen Harmonie der Sonne, die all die schweren Trauben purpurn reifen ließ. Bedächtig stieg der alte Musiker die Sprossen der Leiter empor. Behutsam griff er mit den feinen, gepflegten Künstlerhänden nach den Trauben. Hell erklang der Schnitt der Schere durch den stillen Garten. Hingenommen von der Arbeit war der alte Herr, dem der lose Wind das weiße Haar in die Stirn wehte. Sprosse auf Sprosse nahm er. Jetzt lehnte er am umrankten Fenster Christines. Flüchtig schaute er in das weiße Mädchenzimmer hinein. Es sah so rein, so hell, so unberührt aus. Eine Vase mit Astern — gelb und blau —, einige Bücher, die zartbunte selbstgestickte Decke, dort der Schreibtisch, den sie von der Mutter geerbt... Bornhöfer ließ die Schere sinken. Versunken lehnte er am rot umrankten Fenster. Da schoß ein Windhauch über ihn hinweg. Ein Buch blätterte auf; die klaren Schriftzüge, energisch und charaktervoll, kannte er, es waren Christines Schriftzüge. Der Füller lag daneben, sie mußte gestört worden sein. Vermutlich war wieder Kora, die Schäferhündin, auf und davon und Christine ihr nachgelaufen. Ein Tagebuch schien dort zu liegen, ein Tagebuch... Er wußte gar nicht, daß Christine ein Tagebuch führte. Bornhöfer wollte von neuem seine Arbeit aufnehmen. Doch in einer seltsamen Aufwallung legte er die Schere auf das Fensterbrett. Er stieg höher. Er beugte sich weit ins Zimmer. Da hatte er das Buch.

Die schmalen Wangen des bartlosen Künstlergesichtes färbten sich ein wenig. War es die ungestüme Bewegung, oder war es das Gefühl, daß er etwas Unerlaubtes tat?

Der alte Musiker hockte auf dem Fenstersims. Die Blätter raschelten im Wind, als er jetzt seine flinken Äuglein darüber hingleiten ließ.

„— — Ich habe es ihm noch immer nicht gesagt, schiebe es stets hinaus, doch ich muß es ihm schließlich einmal sagen. Der gute Papa, er wird aus allen Himmeln stürzen, er ist ein Egoist, aber ein liebenswürdiger Egoist, wie alle Künstler; man muß ihn dennoch gern haben. Was wird er sagen, wenn er mich hergeben soll? Er merkt nicht, wie die Zeit vergeht. Für ihn bin ich das junge Mädchen. Doch die Dreißig liegen schon hinter mir. Ist es da nicht ein unendliches Glück, daß ich Klaus fand, der eine Gefährtin suchte, die, wie er sagt, schon Lebenssicherheit gewonnen hat? Papa kann ja oft bei mir sein. Wenn Klaus auf großer Fahrt ist, werden wir auf der Karte den Weg des Hapagdampfers verfolgen und musizieren, so wird die Sehnsucht nicht gar zu groß sein. Oder ich komme zu Pa. Die alte Gustel versorgt ihn ja auch gut. Wenn ich es nur erst gesagt hätte! Klaus kommt ja bald aus Newyork zurück. Und dann — —"

Die Hände des alten Pianisten zitterten leicht. Er starrte über das Buch hinaus und dann wieder auf das eingeklebte Bild. Ein wetterhartes, kühn geschnittenes Mannesgesicht zeigte sich ihm. Schräg saß die Mütze des Schiffsoffiziers, ein wenig hineingezogen in die kluge, freie Friesenstirn.

Bornhöfer legte das Buch mit einer hastigen Bewegung zurück. Er klomm einige Sprossen tiefer, als habe man ihn bei etwas Verbotenem ertappt.

Christine — seit dem vorigen Sommer mußte das gehen, seit sie bei ihrer Freundin an der Ostsee gewesen, Christine, die Dreißig hatte sie schon hinter sich. Und er? War er ein Egoist — wie alle Künstler?

Ferdinand Bornhöfer konnte nicht weiter arbeiten. Er nahm die purpurnen Trauben und stieg die Leiter hinunter. Er ging abwesend in das Haus und legte sie in eine Schale aus blauem Glas. Die Sonne flirrte, und es gab ein wundersames Farbenspiel. Lange starrte Bornhöfer auf die Trauben in der Schale. Reife — Lebensreife — Christine und er?

Die Klänge des Flügels erfüllten das Haus. Gustel, die Köchin, ließ den Löffel sinken und lauschte hingerissen mit schiefem Kopf. Der Herr spielte doch gar zu schön! Ja, das ging ans Herz.

Silberhelle Melodien schwebten über dunklen, satten Akkorden, die trugen wie wogende Kraft. Bornhöfer spielte sich frei. Sein Leben zog bildhaft vorüber, ein reiches, erfolgreiches Leben. Er dachte an das Glück mit der Gefährtin, der Mutter Christines, der sie so ähnlich war. Leidenschaftlicher noch wurde das Spiel, ein Ringen und Wogen. Dann fluteten die Töne aus. Harmonien kamen, weich und voller zarter Poesie. Bornhöfer lächelte. Als er aufblickte stand Christine in der Tür, hoch und schlank. Er sah in ihr Gesicht. Ja, sie war kein junges Mädchen mehr. Ernste Schwere erfüllte ihren Blick. Etwas Frauliches umgab ihre Erscheinung, verlieh ihr Reife. Die Sonne ließ die purpurnen Trauben aufleuchten. Christine neigte sich behutsam über die Schale.

Die letzten Akkorde verklangen, Bornhöfer nahm die Hände von den Tasten, dann stand er auf und schloß das Mädchen wortlos in die Arme.

Er lächelte.

Der Herbstwind peitschte die Hausmauer. Rotes Weinlaub löste sich von purpurnen Trauben, Korn jagte durch Wind und Blätter des Gartens.

Ein Gelehrter sitzt Modell.

Von Franz Heinrich Pohl.

Die Bildhauerin Elisabeth Ney war eine der interessantesten Künstlerinnen in dem an schöpferischen Frauen so reichen neunzehnten Jahrhundert. Das Dunkel, das über ihrer Herkunft lag — sie soll eine Nichte des napoleonischen Marschalls Ney gewesen sein —, erhöhte noch den Reiz der schönen, blonden, meistens in weiße Gewänder von griechischem Schnitt gekleideten Frau. Dazu war sie ungewöhnlich begabt und hatte sich in der strengen Schule Christian Daniel Rauchs ein tüchtiges handwerkliches Können angeeignet. Kein Wunder also, daß ihr die bedeutendsten Zeitgenossen — Fürsten, Heerführer, Gelehrte, Künstler — Modell standen.

Anfang Oktober des Jahres 1859 fuhr Elisabeth Ney von Berlin nach Frankfurt am Main; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine Büste von Arthur Schopenhauer, dem größten Philosophen ihrer Zeit, anzufertigen. Zwar war ihr viel von seiner Grobheit, seiner Frauenfeindschaft erzählt worden, aber sie hoffte alle Widerstände zu besiegen. Als sie an der Wohnung des Philosophen im Erdgeschoß des Hauses Schöne Aussicht Nummer 16 klingelte, öffnete ihr die langjährige Haushälterin, die alte Margarete Schnepp, die mit Achselzucken und Kopfschütteln meinte, der Herr Doktor wolle nicht gestört werden, es sei völlig zwecklos, die junge Dame anzumelden. Aber Elisabeth verstand so gewinnend zu bitten und, unter Menschen ihres Namens, die Wichtigkeit ihres Anliegens zu betonen, daß die Haushälterin versprach, ihr Möglichstes zu tun. Bald erschien sie denn auch wieder und meldete, daß man Elisabeth empfangen wolle.

Als die Künstlerin das große, helle, einen herrlichen Blick auf den Main bietende Studierzimmer Schopenhauers betrat, stellte sich ihr knurrend ein schwarzer Pudel in den Weg und kroch erst auf Zuruf seines Herrn unter den Tisch. Nun trat ihr der berühmte Philosoph entgegen, ein

schlanker, mit peinlicher Sorgfalt, wenn auch etwas altmodisch gekleideter Mann, dem man bei seiner straffen Haltung und frischen Gesichtsfarbe trotz der weißen Haare die einundsiebzig Lebensjahre nicht ansah. Mit einladender Handbewegung wies er auf den Sofaplatz unter dem großen Goethe-Bildnis und nahm selbst Platz.

„Ihr Name ist mir bekannt, mein Fräulein", begann er sogleich, „Sie sind also, wie mir meine Haushälterin sagte, eigens dazu hierhergekommen, um meine Büste anzufertigen? Hm, sehr schmeichelhaft! Aber ich fürchte, Sie übernehmen keine leichte Aufgabe. Gemalt worden bin ich schon mehrfach, von tüchtigen Künstlern, aber alle sagen, ich sei schwer zu malen, ich sei zu mobil. Kennen Sie Hamel? Er hat vor einiger Zeit im Auftrage des Geheimrats Krüger mein Bildnis gefertigt. Es ist gut gemalt. Der junge Mann hat Talent, aber es ist nicht ähnlich, ich gleiche darauf einem Dorfschulzen! Ein andermal bin ich wieder zu sehr idealisiert worden. Was die Photographen anbelangt — schändliche Fratzen sind ihre Machwerke!"

Elisabeth Ney war durchaus nicht schüchtern, aber im Augenblick vermochte sie nicht zu antworten. Wie anders hatte sie sich Schopenhauer vorgestellt! Als mürrischen, wortkargen, unordentlich angezogenen Alten. Nun saß ihr ein lebhafter älterer Herr mit dem Wesen eines Weltmannes gegenüber, dessen leuchtend blaue Augen prüfend auf ihr ruhten.

„Ich will mir große Mühe geben, Herr Doktor", sagte sie oescheiden.

„Nun, dann sei's!" Schopenhauer versprach, eine Stube seiner geräumigen Wohnung herrichten zu lassen, in der Elisabeth Ney ungestört arbeiten könne.

Die Bildhauerin kam nun jeden Vormittag und arbeitete an der Büste, zu der ihr Schopenhauer Modell saß. Wenn er sich empfohlen hatte und in Frack und weißer Binde zu Tisch in den Englischen Hof gegangen war, blieb sie noch oft in ihrem Arbeitsraum, ließ sich Mittagessen aus einem Gasthaus holen und arbeitete mit Feuereifer weiter. Als eines Nachmittags Schopenhauer, der gegessen und geruht hatte, von seiner Haushälterin hörte, daß die Bildhauerin immer noch arbeite, trat er in die Werkstatt und lud Elisabeth ein, eine Tasse selbstbereiteten Kaffee mit ihm zu trinken. Die Kaffeestunde wurde nun zur täglichen Gewohnheit, zur Freude Elisabeths, die dann den Philosophen immer besonders aufgeschlossen fand. Er wußte zu jedem der vielen Bilder, die sein Zimmer schmückten, etwas zu erzählen, ob es nun das Porträt eines von ihm besonders verehrten Mannes oder das Bildnis eines seiner früheren Pudel war, die alle „Atma" hießen und nach seinen Erzählungen Wunder an Klugheit und Gelehrigkeit gewesen sein mußten. Auch seine besonderen Schätze, den vergoldeten tibetanischen Buddha, die Büste Kants und dessen Handexemplar der „Kritik der praktischen Vernunft" wies er stolz vor. Nach dem Kaffee machten Schopenhauer und Elisabeth längere Spaziergänge, wobei er lobend feststellte, wie behende sie über Stock und Stein ginge.

Nach vier Wochen konnte Schopenhauer befriedigt feststellen, daß seine Büste sehr ähnlich geworden war. In die Freude über das wohlgelungene Kunstwerk mischte sich aber das Bedauern über die nahe Trennung von der schönen jungen Künstlerin, deren Gesellschaft ihm überaus angenehm war. Elisabeth mußte die Porträtbüste des Königs von Hannover anfertigen und abreisen. Eines Tages, als sie den Kaffee getrunken hatten, unternahmen Schopenhauer und Elisabeth also ihren letzten gemeinsamen Spaziergang. Der Weg führte sie erst am Main entlang, dann den Röderbergweg hinauf bis zu dem Aussichtspunkt, an dem Schopenhauer zu rasten pflegte. Stumm blickten sie eine Weile in das Maintal, das zu ihren Füßen lag, leuchtend im Glanze des Herbstes, die Ferne in Bläue vergehend.

Dann sagte Elisabeth: „Ich möchte nicht abreisen, ohne Ihnen, Herr Doktor, von Herzen zu danken für die Freundlichkeit und Güte, die Sie mir zuteil werden ließen. Sie haben mir unendlich viel gegeben!"

Schopenhauer wandte sich ihr schnell zu, sein ernster Blick umfaßte die schlanke Gestalt und das schöne, von leuchtendem Blondhaar umrahmte Gesicht. Er ergriff die Hand der Bildhauerin: „Der Dank ist ganz auf meiner Seite, mein liebes Fräulein. Durch Ihre Kunst wird die Nachwelt erfahren, wie ich ausgesehen habe, denn Sie haben es verstanden, mich geistig aufzufassen. Aber auch sonst muß ich sagen: Wir harmonierten wundervoll!"

Schopenhauer hielt noch eine Weile die Hand des jungen Mädchens, es nachdenklich anblickend. Dann machte er kehrt und ging so schnell bergab, daß ihm seine Begleiterin kaum zu folgen vermochte. —

Schopenhauer konnte Elisabeth Ney nicht vergessen, und in dem knappen Jahr, das zu leben ihm noch beschieden war, kam er in Briefen an seine Freunde immer wieder auf sie zurück. Er pries ihr bildhauerisches Können und schwärmte wie ein Jüngling von ihr, die er „unbeschreiblich liebenswürdig" und das „liebenswürdigste Mädchen, so mir je vorgekommen", nannte. Noch kurz vor seinem Tode erzählte er seinem Freunde Doktor Otto Lindner von Elisabeth und schrieb: „Ich habe nicht geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könnte." Groß war seine Freude über den Abguß seiner Büste, den ihm Elisabeth Ney schickte. Er vermachte ihn der Frankfurter Stadtbibliothek, in deren Lesesaal er noch heute ausgestellt ist. Das Original befindet sich in Amerika, wo Elisabeth Ney erst zu Anfang unseres Jahrhunderts nach einem erfolgreichen und abenteuerlichen Leben gestorben ist.



Lustige Ecke



Sanfter Hinweis.

Kitty hat Geburtstag. Kurt führt Kitty in ein Restaurant. Reicht ihr die Speisekarte.

„So, mein Muschele," sagt er freundlich „nun such dir zu deinem Geburtstag etwas recht gutes aus, worauf du heute besonderen Appetit hast. Gulasch steht rechts unten in der Ecke."

*

Das Geschenk.

Krautwickels machen ein Geschenk. Nicht aus dem Herzen. Mehr aus Anstand.

„Hast du den Preis wegradiert, Krautwickel?", fragt die Frau.

„Nein."

„Da sehen sie doch, daß es nur fünf Mark kostet!"

„Nein. Das sehen sie nicht."

„Warum nicht?"

Krautwickel strahlt: „Ich habe noch eine Eins davor gemacht."

*



„Sie meinen also, Herr Doktor, daß es notwendig ist, daß ich einige Tage zu Bett liege?"

„Nein, gar nicht, dagegen würde ich Ihnen eindringlich empfehlen, daß Sie es einige Nächte tun!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.